Aus dieser Zeit der Polizeiallmacht erzählt Smolka gerne einen bezeichnenden Zwischenfall, der ihm passirte. Er hatte in Wien zu thun und wurde bei diesem Aufenthalte in der Reichshauptstadt zu seiner Verwunderung plötzlich vor die Polizei citirt. Dort wurde ihm bedeutet, er möge entweder nicht mehr nach Wien kommen oder aber seinen auffallenden schönen Schnurr- und Vollbart „anständig" verkürzen. Wie er ihn trage, wirke derselbe allzu aufreizend! Aber auch diese Zeit der Bartpolizei ging vorüber. Nach Erlaß der Februar-Verfassung Schmerling's finden wir Smolka als Vertreter Lembergs im Landtage und Reichsrathe. Smolka wurde der Führer der Polen im Reichsrathe, welche eine Sonderstellung Galiziens forderten. Als eines der leitenden Häupter des Föderalismus trat er auch für die Forderungen der Ungarn und der Tschechen auf, zog sich aber später wieder vom parlamentarischen Leben zurück. Unter Potocki 1870 sehen wir Smolka wieder im Reichsrath. Er geht mit Potocki nach Prag zu den Verhandlungen desselben mit den Tschechen, welche bekanntlich an der Starrköpfigkeit der letzteren scheiterten. Als dann auch Hohenwart abdankte, trat Smolka für Nichtbeschickung des Reichsrathes ein, ließ sich aber doch bestimmen, dahin zu gehen. Im Jahre 1881, als die „autonomistische" Mehrheit des Grafen Taaffe und die „Versöhnungs"-Politik desselben stärker hervortreten begann, wurde Smolka zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses mit 184 gegen 146 Stimmen gewählt, welche auf Rechbauer fielen. In Folge seines unparteiischen, verbindlichen Wesens wurde er bei allen Parteien des Hauses sehr beliebt, so daß er später einstimmig wiedergewählt wurde.

Die Persönlichkeit Smolka's blieb selbst in späteren Jahren eine eindrucksvolle; sein langer Bart und die weit abstehenden Schnurrbartspitzen machten seinen „Kopf" zu einem allbekannten. Als Redner in jüngeren Jahren wirkte er wohl auch durch die Kraft seiner wohlklingenden Stimme. Er war des Deutschen wie ein gebürtiger Deutscher mächtig und „dichtete" sogar in deutscher Sprache — scherzhafte Verse, welche sich auf Verhältnisse im Reichsrathe und auf Abgeordnete bezogen. Zu seinen kleinen Späßen gehörte es auch, daß er als Präsident stets einen Vorrath von „Zuckerln" auf seinem curulischen Pulte bereit hatte; sowohl eine lange Rede als auch den dankenswerthen Verzicht auf eine Rede belohnte der Präsident gerne mit einem „Zuckerl" für den betreffenden Abgeordneten. Derartiger kleiner Präsidial-Anekdoten wären übrigens zahllose zu erzählen.

Im Sommer 1890 war Smolka so schwer krank, daß man täglich seinen Tod befürchtete. Er lag in seinem Bureauzimmer im Parlamentsgebäude, während im Sitzungssaale und in den Nebenräumen das vollste parlamentarische Leben herrschte. Da ging es eines Tages so schlimm mit ihm, daß ihm ein geistlicher Abgeordneter aus Galizien, P. Ruczta, während der Sitzung des Hauses die Sterbesacramente reichte . . . Der alte Herr hat sich aber, bis auf seine zunehmende Gehörsschwäche, wieder trefflich erholt, und es ist zu hoffen, daß er, den Wünschen aller Abgeordneten und zahlloser Verehrer entsprechend, noch einen langen gesunden Lebensabend genießen werde.

Conflict oder Compromiß?

Wien, 17. März.

Kaiser Wilhelm und Graf Caprivi hüllen sich in den Mantel der Unerbittlichkeit, und alle Vermittlungsvorschläge, die von Bennigsen sowohl als die von Lieber, sind in der Militärcommission zurückgewiesen worden. Jetzt wird die Sache ernst. Wir sagten unlängst, daß, so lange Bennigsen und Miquel nicht eingegriffen hätten, die Schlacht nicht verloren sei; Bennigsen hat nunmehr sein Möglichstes gethan, sicherlich im Einverständniß mit seinem langjährigen Freunde und Gesinnungsgenossen Miquel, der doch dafür gilt, mehr als irgendein anderer Minister, mehr vielleicht als selbst Caprivi, das Ohr Wilhelm II. zu besitzen, aber auch die Attaque der Hannoveraner ist erfolglos geblieben. Der Kanzler hat alle vermittelnden Vorschläge für unannehmbar erklärt. Während die Regierung eine Friedensstärke von (rund) 492.000 Mann verlangte, bot das Centrum 420.000, boten die Nationalliberalen 462.000 Mann an. Ein Antrag Richter's, die Friedensstärke auf 486.000 Mann festzusetzen, dieselbe dagegen nur bis 1895 und nicht, wie die Regierungsvorlage es verlangt, bis zum 31. März 1899 zu bewilligen, hat der Kürze der angebotenen Frist halber noch weniger Aussicht, Gnade vor den Augen des Kaisers und der verbündeten Regierungen zu finden — das Ergebniß der ganzen Berathungen kann unter diesen Umständen nur ein negatives sein. Die Amendements fallen und die ganze Militärvorlage mit ihnen. Der Reichstag wird aller menschlichen Berechnung nach so entscheiden, wie seine Commission entschieden hat, und — was dann?

Vielfach wird behauptet, die Regierungen würden sich begnügen, dann einfach an Stelle der jetzt bestehenden thatsächlichen zwanzig- bis dreißigmonatlichen Dienstzeit die volle dreijährige treten zu lassen. Jetzt wird ein großer Theil der einmal ausgebildeten Infanteristen treu dem Hauptgedanken, der ja der ganzen Scharnhorst'schen Organisation zugrunde lag, beurlaubt; das würde dann aufhören und man würde die Leute verhalten, ihre ganze dreijährige Dienstzeit unter den Fahnen zuzubringen. Dadurch würde aber der Hauptzweck, die Ausbildung womöglich aller Tauglichen, nicht erreicht, man hätte für den Kriegsfall nicht einen Mann mehr, als man jetzt hat. Wir glauben also an das Project nicht.

Aber ebenso schwer, aufrichtig gestanden, fällt es uns, an die Maßregel der Reichstagsauflösung zu glauben. Die Neuwahlen könnten sich doch nur unter dem Rufe: „Für oder gegen die Militärvorlage!" vollziehen, und da wären doch die Siegesaussichten für den Kaiser und seine Rathgeber nicht die glänzendsten. Daß die conservative Partei für sich allein eine Mehrheit bekommen könnte, stark genug, um die Militärvorlage durchzubringen, ist doch ganz ausgeschlossen; also man müßte immer doch auf die Stimmen entweder des Centrums oder der Nationalliberalen reflectiren, das heißt, man müßte im neuen Reichstage denselben Compromißweg gehen, den man im alten zu gehen sich weigert. Ueberhaupt — profitiren können bei Neuwahlen doch nur die extremsten Parteien — kann es im Interesse der Reichsregierungen liegen, ein solches Ergebniß zu wünschen? Wir können uns das schwer vorstellen. Und wir können uns schon gar nicht vorstellen, daß Wilhelm II. wünschen könnte, Conflictsjahre durchzumachen, wie sie sein Großvater von 1862 bis 1866 erlebte, Conflictsjahre, die damals durch Königgrätz beendet wurden, die aber ein Bundesstaat wie Deutschland lange nicht so gut ertragen könnte wie ein stramm gefügter Einheitsstaat wie Preußen. So sehr also auch gegenwärtig das Wetterglas auf Sturm hinweist, wir halten an dem Gedanken fest, daß ein Compromiß sich noch immer als das Beste erweisen werde. An den Conflict zwischen Kaiser und Bundesrath einerseits und Reichstag andererseits, an die Auflösung und eine sich daran knüpfende Wiederholung einer „Aera Bismarck" ohne Bismarck" werden wir erst glauben, bis wir sie sehen.

Reichsrath.

(225. Sitzung des Abgeordnetenhauses.)

Die großartige Kundgebung ehrender Anerkennung, welche heute das Abgeordnetenhaus seinem scheidenden Präsidenten Dr. Smolka bereitete, vollzog sich mit einer Einmüthigkeit, wie sie bei solchem Anlasse in diesem Hause wohl noch nicht erlebt wurde. Dr. v. Plener hat in seiner klaren Weise die richtigen Worte für das Verhältniß gefunden, welches sich zwischen dem Hause und seinem greisen Präsidenten im Laufe der Jahre entwickelt hatte. Der Mann, der ursprünglich nur von einer kleinen Parteicoalition gewählt wurde, brachte es bei jeder Neuwahl zu stärkeren Majoritäten, bis er zuletzt 1891 einstimmig zum Präsidenten ernannt worden ist. Es kam dies daher, weil sich die vortrefflichen Charaktereigenschaften, die ihn von Anfang an zum Gegenstande der Verehrung und Sympathie machten, immer stärker entwickelten und sich schließlich mit der Milde des Alters paarten. Und so waren denn auch die Worte dankbaren Nachrufs, welche der Vicepräsident und die Vertreter aller Fractionen des Hauses ihm heute widmeten, frei von jenem Mißklang, der so oft die Verhandlungen des Hauses stört. Der Sprecher der Jungtschechen, Dr. Engel, konnte es sich allerdings nicht versagen, speciell den Slaven in Smolka hervorzuheben und ihn als einen Repräsentanten einer angeblich slavischen Mehrheit des Hauses zu feiern, aber diese Ungeschicklichkeit wurde nicht weiter beachtet.

Die feierlich-friedliche Stimmung, in welche das Haus durch den Abschiedsgruß seines scheidenden Präsidenten und die auf die Versetzung folgende Ovation versetzt worden war, wich sofort, als in die Tagesordnung eingegangen wurde und die Debatte über das Finanzgesetz begann. Abgeordneter Dr. Pacak eröffnete sofort das Feuer gegen die Deutsche Linke. Er lehnte die Friedensanerbietungen derselben vollständig ab. Er muß zwar zugestehen, daß der Streit zwischen Deutschen und Tschechen nur die Reaction fördere, aber ohne Anerkennung des böhmischen Staatsrechtes keinen Ausgleich, keinen Frieden. Noch schroffer äußerte sich Abgeordneter Waschatý, der auch die auswärtige Politik des Reiches in den Kreis seiner Erörterungen zog, den Dreibund bekämpfte und natürlich für Rußland schwärmte. Der Vorarlberger Clericale Thurnher sieht die Rettung des Reiches nur in der Wiedereinführung der confessionellen Schule und der strictesten Einhaltung der Sonntagsruhe. Professor Schlesinger empfiehlt zu demselben Zwecke wieder einmal seinen famosen Schuldentilgungsplan und erklärt es als eine Schmach für das Abgeordnetenhaus, daß dasselbe seine Vorschläge nicht einmal der Erwägung werth halte. Der mährische Czeche Kulp schließlich ist überzeugt, es könne nicht früher besser werden, bevor nicht die nationalen und culturellen Forderungen der Slaven in Mähren und Schlesien erfüllt sind. Graf Wallis, der als erster Redner für das Finanzgesetz das Wort ergreifen wollte, hat sich vorläufig aus der Rednerliste streichen lassen. Von Seite der Deutschen Linken sprach heute blos Abgeordneter Baron Schrei mid, der nach einer kurzen Polemik gegen die jungtschechischen Redner die Parteiverhältnisse im Hause erörterte. Er vertheidigte mit großer Wärme die liberalen Principien gegen die Clericalen und Antisemiten unter dem lebhaften Widerspruch der letzteren.

In der Abendsitzung wurde die Debatte über das Lebensmittelgesetz fortgesetzt. Die Jungtschechen brachten ihren angekündigten Wahlreformantrag ein.

Die Sitzung nahm folgenden Verlauf:

Beim Uebergang zur Tagesordnung wird zunächst das Gesetz über die Regelung der concessionirten Baugewerbe nach dem Antrage des Berichterstatters Dr. Exner unverändert in dritter Lesung angenommen, womit auch sämmtliche auf diesen Gegenstand bezügliche Petitionen erledigt erscheinen.

Der nächste Gegenstand der Tagesordnung ist die zweite Lesung des Finanzgesetzes, damit im Zusammenhang der Bericht des Budgetausschusses betreffend die außerordentliche Unterstützung an Staatsbedienstete.

Berichterstatter Szczepanowski leitet die Verhandlung unter Hinweis auf den Ausschußbericht ein.

Abg. Dr. Pacak

meint, wenn der Abgeordnete Plener die nationale Brille ablegen und sehen wollte, wie die Statthalter von Böhmen, Mähren und Schlesien sprechen, er sich überzeugen würde, wie die Gleichberechtigung in den Ländern der böhmischen Krone gehandhabt werde. (Sehr gut! bei den Jungtschechen.) Alle Aufschriften und Druckorten bei Zoll- und Finanzbehörden, alle Geld- und Briefsorten, Wechselblanquette und Telegrammformulare seien deutsche Bezeichnung. Alles, was der Staat nur mit seiner Hand anrührt, ist von Deutschthum durchtränkt; freilich erwidere man darauf, wie der Landesvertheidigungsminister: Wer wird sich mit solchen Kleinigkeiten befassen? Wenn aber diese Kleinigkeiten böhmisch wären, was würden die Deutschen dazu sagen? Sie würden vielleicht eine neue Hermannsschlacht liefern. (Sehr gut! bei den Jungtschechen.)

Der Redner wehrt nun die Vorwürfe ab, welche gegen die Jungtschechen wegen ihres angeblichen Mangels an österreichischem Patriotismus erhoben werden, bespricht die nationale Abgrenzung und in längerer Ausführung die Sprachenfrage. Er zeigt die Deutschen der Ueberhebung und spricht seine Verwunderung darüber aus, daß sie nach Allem, was sie an den Tschechen sündigten, von diesen eine Milderung des Tones verlangen. Der sprachliche Ausgleich könne nur von Nation zu Nation geschlossen werden. Die Herren Großgrundbesitzer sind so ein Mittelding zwischen Tschechen und Deutschen, denn in jeder Großgrundbesitzer ist in sich selbst ausgeglichen. (Bravo und Heiterkeit bei den Jungtschechen.) Ein Sprachenausgleich auf gerechter Grundlage ist möglich, nicht aber zwischen Centralisation und Föderation, weil dieser Kampf ausgekämpft werden muß und erst die Zukunft erweisen wird, welches System das heilbringende für das Reich ist. Redner schließt mit der Kritik eines noch gegenwärtigen Ministers, des Grafen Schönborn, in der bekannten Broschüre desselben: „Alle Versuche, das Deutschthum zum dominirenden Elemente in Oesterreich zu machen, haben bisher mit argem Fiasco geendet." (Beifall bei den Jungtschechen.)

Abg. Thurnher

erklärt, in der Rückkehr zu den wahren Grundsätzen des Christenthums, in der Wiedereinführung desselben in Staat, Schule und Haus und in der Reform der ganzen staatlichen Gesetzgebung auf Basis des Christenthums liege allein die Rettung. Deshalb sei die Forderung nach der christlichen Schule gerechtfertigt, und dieselbe habe auch ein lautes Echo in der katholischen Bevölkerung des Reiches gefunden. Redner hält weiter die Einhaltung der Sonntagsruhe und der Sonntagsheiligung für nothwendig. Der Staat sollte durch Schließung der Lottocollecturen und Tabaktrafiken am Sonntag mit gutem Beispiel vorangehen. Er bittet schließlich die Regierung, ehethunlichst im Sinne der Anregungen, die der Vorarlberger Landtag im Jahre 1885 gegeben hat, an eine Revision der Ministerialverordnung bezüglich der Sonntagsruhe heranzutreten und damit einen wichtigen Schritt zu thun in der Rückkehr des Staates zu den ewig wahren Principien des Christenthums. (Bravo! im rechten Centrum.)

Abg. Schlesinger

bemerkt, es erfülle ihn mit bitterem Schmerze, daß der vierte Theil der Staatsausgaben dazu verwendet werde, um die Zinsen der Staatsschulden zu zahlen, und daß das Volk so gequält und gepeinigt werde, jene Lasten zu zahlen, welche vorhergehende Regierungen aufgebürdet haben. Er plaidirt für seinen bekannten Schuldentilgungsplan und erklärt, es sei eine Schmach für die Volksvertretung, einen solchen Vorschlag nicht einmal in Erwägung zu ziehen. Ferner wäre zu erwägen, ob es nicht gut wäre, wenn Oesterreich und Ungarn selbstständiges Geldwesen hätten.

Abg. Kulp

betont, seine Partei stehe auf dem Standpunkte der Zusammengehörigkeit der Länder der böhmischen Krone, auf dem Standpunkte der vollkommenen Gleichberechtigung, und wenn auch das taktische Vorgehen seiner Partei ein anderes sei, so könnte daraus nicht das Aufgeben oder das Abfallen von den gemeinsamen Grundsätzen gefolgert werden, wie dies seiner Partei leider oft, aber mit Unrecht imputirt wurde. Seine Partei verfolge ganz dieselben Ziele wie die Jungtschechen, wenn auch die Wahl der Mittel eine verschiedene sei.

Redner erörtert hierauf die bekannten nationalen und culturellen Forderungen der tschechischen Bevölkerung Mährens.

Abg. Waschatý

beginnt seine Rede in tschechischer und setzt sie in deutscher Sprache fort. Er bespricht den Beitrag der diesjährigen Reichshälfte zu den

---

täuschung. Als der Taumel um Makart aus war — das war beiläufig wie der Krach nach dem Aufschwung. Es gab einen entsetzlichen Katzenjammer, und die Leute behandelten auf einmal die ganze Malerei überhaupt als Schwindel. Nein, das ist es nicht — der große Maler vom Tilgner könnt' uns auch nicht helfen."

„Na also, was denn? Oder soll es einfach so bleiben, wie's ist? Halten Sie das vielleicht für einen idealen Zustand?"

„Ja freilich! Gerade — wie ich schon bin! . . . Aber junge Leute brauchen wir. Junge Leute müßten wir haben. Wirkliche junge Leute, wie es in München und Paris gibt. Da fehlt es. Mit dem Publicum ist es gar nicht so schlimm, wie man thut, und mit den verlästerten „Alten" auch nicht. Die ältesten „Alten" sind bei uns die „Jungen". Das ist unser besonderes Pech. Die muß man hören! Nur um Gotteswillen nichts Neues und nur um Gotteswillen keine Ausländer, damit nur um Gotteswillen die Leute nicht den Geschmack verändern, und nur immer schön im alten Schlendrian weiter, heute wie gestern, morgen wie heut! Sie haben eine unbeschreibliche Angst, daß die Schablone ein Loch kriegen könnte. Und überhaupt nicht erst viel reden und keine langen Geschichten machen mit der Kunst — nett und verträglich und ein guter Gesellschafter sein und nur keinen Scandal — das heißt: Nur nichts Ei . . es, nichts Persönliches, sondern schön langsam immer die alte Leier fort, wie es immer war! Ja, da kann man es dem Publicum dann wirklich nicht verdenken, wenn ihm mit der Zeit die Geschichte zu fad wird und es schließlich von der ganzen Malerei überhaupt nichts mehr wissen will. Die Jungen sind schuld, weil nirgends ein Leben ist, keine Bewegung, kein Schwung!"

„Recht hübsch und erfreulich schildern Sie Ihre Collegen — das muß man sagen!"

„Na, mein Gott, wissen Sie — so schlimm ist es ja nicht gemeint. Sie kennen mich doch, daß ich gern ein bischen stark auftrage! Aber sagen Sie selber: wie soll sich denn da noch Jemand für Einen interessiren, wenn immer nur das Alte unverändert wiederholt wird? Die Leute haben ja ganz Recht, wenn ihnen das endlich zu dumm wird, und die Maler dürfen sich nicht beklagen, weil sie selber schuld sind."

„Aber was thun?"

„Den Ehrgeiz und Wetteifer wecken, Ausländer bringen, Norweger, den einen oder den anderen von den jungen Franzosen — vielleicht wird die nächste Internationale da helfen . . ."

„Ja, wenn wir es durchsetzen könnten wie in München . . ."

„Na, jetzt wissen Sie — gerade München möchte ich nicht als Beispiel empfehlen. Das könnt' Einen eher mißtrauisch machen. Diese Streiterei! Und zuletzt hat jetzt keiner was. Aber das ließe sich schon vermeiden, und gerade bei der Wiener Gemüthlichkeit, wo ja doch unter den Collegen ein wirklich reizender Ton herrscht, hätte es keine Gefahr. Uebrigens denke ich gar nicht an solche große Ausstellungen, wo den einzelnen doch immer die Masse verschlingt, sondern vielmehr an kleine, intime von wenigen, die zusammengehören. Die Genossenschaft hätte jetzt Einen, der das ausgezeichnet besorgen würde: den Ribarz, der jetzt am Oesterreichischen Museum ist. Der hätte von seiner Pariser Zeit her die Verbindungen und den Namen und die Stellung im Auslande. Warum nützt man das nicht besser aus?"

„Es ist halt auch schwer — gerade jetzt — was soll man den Leuten eigentlich zeigen? Wir sind ein bischen gar zu weit zurück hinter den anderen. Sollen wir sie jetzt mühsam auf den Naturalismus dressiren, den sonst überall schon wieder überwunden ist?"

„Wissen Sie, aufrichtig gesagt, das mit der Ueberwindung — ich halte das für ein ganz falsches Schlagwort. Natürlich, wenn einige geglaubt haben, daß der Naturalismus die ganze Kunst und daß die Kunst nichts als Naturalismus ist, das war immer thöricht. Aber der Künstler muß naturalistisch beginnen. Später, wenn er die Natur einmal hat, dann wird er freilich aus sich selber schöpfen und durch die aus der Natur erworbenen Mittel das eigene Gefühl gestalten wollen."

„Das wäre also sozusagen Ihr ästhetisches Bekenntniß, Ihre Theorie?"

„Mein Gott, wenn Sie wollen, aber — Theorie hab' ich eigentlich gar keine. Ich glaube auch: dabei schaut nicht viel heraus. Aber es ist meine Erfahrung, und ich kann es mir einfach gar nicht anders denken, als daß Einer zuerst in die Natur geht und aus der Natur lernt, aber dann freilich kann er die nöthigen Mittel erworben hat, mit ihnen und durch sie sein eigenes Gefühl erzählt, wie er die Menschen und die Dinge sieht."

Hermann Bahr.